Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde

Herausgeber: Bernisches historisches Museum

Band: 2 (1940)

Vereinsnachrichten: Ansprache an der Jahresversammlung des Historischen Vereins des Kantons Bern in Jegenstorf, am 23. Juni 1940

Autor: Feller, R.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ANSPRACHE

an der Jahresversammlung des Historischen Vereins des Kantons Bern in Jegenstorf, am 23. Juni 1940.

Von R. Feller.

Meine Damen und Herren!

Es ist ein stattliches Dorf in den gesegneten Gebreiten unseres Kantons, das uns heute gastlich aufnimmt. Unser Dank geht an die Behörden von Jegenstorf, insbesondere an den Kirchgemeinderat, der uns die Kirche für unsere Tagung zur Verfügung gestellt hat.

Wenn wir uns im Dorf umschauen, so finden wir Wohlstand und Gedeihen. Und dieser Wohlstand ist kein Zufallsglück, sondern auf langer Wurzel gewachsen. Diese Gegend war schon in grauer Zeit bewohnt, wie zahlreiche Funde bezeugen. Und doch hat die Vergangenheit hier nicht jene großen Erinnerungen, jenen Stolz und jenes Leid hinterlassen, die der Geschichte die Tragkraft geben. Es war Jegenstorf beschieden, was andern Dörfern des Bernbiets auch. Der Boden, der vor sechshundert und mehr Jahren einem Adeligen gehörte, ist das freie Eigen der Dorfleute geworden. Zwischen Bäumen ragt das Schloß, das daran erinnert, daß Jegenstorf einst einen Herrn gehabt hat.

Aber wenn die Gemeinde auch in stiller Entwicklung gedieh, so ist sie doch vom Schatten großen Geschehens gestreift worden. Drüben bei Fraubrunnen steht der Denkstein, der an kühne Tat erinnert. Es war 1375. Übermächtige Scharen wilder kriegsgeübter Fremdlinge, der Gugler, überschwemmten diese Gegend. Ob sie auch in Jegenstorf mit jener Unmenschlichkeit gehaust haben, die unserem Chronisten Justinger den Seufzer abpreßten, sie seien Mörder, Räuber, Brenner, Kirchenaufbrecher, Unglückmacher und Martererdenker gewesen? Wir wissen es nicht. Zu uns dringt der Ruhm jener Dezembernacht, da die Berner mit verwegenem Zug über den stärkeren Feind kamen und ihn bei Fraubrunnen schlugen. — Ein paar Jahrhunderte später, am 5. März 1798. Am frühen Morgen begann der Kampf bei Fraubrunnen. Geworfen zogen sich die Berner Bataillone über Jegenstorf zurück, das von der nachflutenden Übermacht des Feindes hart mitgenommen wurde. Dieweilen Jegenstorf seinen Schreckenstag erlebte, verblutete auf der Waldwiese am

Grauholz das alte Bern. Doch zur selben Stunde erscholl der Kampf bei Neuenegg. Mit gleichem Recht gehören uns beide Namen, Grauholz und Neuenegg, und jeder legt sie sich zurecht, wie es ihm gebührt.

Und wieder zieht in diesen Tagen an uns ein gewaltiges Geschehen vorüber, dem wir um Fassung ringend folgen. Wir sind nicht in den Strudel gerissen worden. Welche Gefahren wir durchlaufen haben, welche unser warten, ist uns noch verhüllt. Wir genießen einer alten Freiheit; aber es gibt Notwendigkeiten, da die freie Wahl erlischt. Was wir tun sollen, das wissen wir; daß wir es tun werden, das hoffen wir. Nicht wollen wir zu dieser Stunde richten. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, der Geschichtschreiber aber nicht der Weltrichter. Uns geziemt die Besinnung dieser schicksalgeladenen Tage. Was ist des Menschen Trachten, wie erzeugen, wie verschlingen seine Werke sich? Was ist der Vergänglichkeit, was der Unsterblichkeit verfallen? Dies zu ahnen, ist uns eine stille Kraft vergönnt: Uns Lebende zieht Sehnsucht zu den Toten. Dies Wort gehört nicht auf den lauten, hastigen Markt des Alltags. Wo aber ein paar Freunde der Vergangenheit sich finden, dürfen sie es bekennen. Ohne diese Sehnsucht wäre alle Rückschau von einer Sattheit getragen, die an der Geschichte immer zu kurz kommt.

Aber auch die Gegenwart ist eine mächtige Göttin. Wie mancher Wunsch, wie mancher Wahn ist in diesen Tagen verflogen! Halten wir Einkehr bei uns selbst. Da lockt mit heimlicher Gewalt das Traumgebilde, es gebe Begnadete, für die das Glück unerschöpflich sei. Wen könnte es mehr locken, als ein Volk, das von einer ungemeinen Gunst des Schicksals ausgezeichnet worden ist? Wie seltsam sich das Maß der Dinge wandelt. Von einem wehrhaften Volk wurde die Eidgenossenschaft gegründet. Zur Zeit des Burgunderkrieges war sie die militärische Großmacht im Herzen Europas. Und gerade sie hat seit 400 Jahren keinen großen Krieg mehr in ihren Grenzen gehabt, mit Ausnahme der Unglücksjahre 1798 und 1799. Nicht, daß die Schweiz deswegen ihren Beruf verfehlt hat. Aber der lange Genuß einer glückhaften Neutralität hat Denken und Empfinden auf Bahnen gelenkt, die nicht die ursprünglichen der Eidgenossen waren. Es kam ein Binnengeist auf, der die Außenpolitik abspannte, zurückschob und als eine Formsache betrachtete, die man um des Auslandes willen beiläufig betreiben müsse. Die Wohlfahrtsanschauung vom Staat überwog und legte den Nachdruck auf die Innenpolitik, die Herz und Hände in Bewegung setzte. Namentlich im 19. Jahrhundert wurde der wirtschaftliche Aufschwung das Ziel der Anstrengungen, während für andere Staaten Macht der Inhalt der Politik blieb.

Doch dürfen wir auf Ausnahmen hinweisen. Warum schuf Bern den größten Stadtstaat nördlich der Alpen? Weil in Bern die Außenpolitik führte und die Innenpolitik nur eine Funktion der äußern war, wie es ein wohlberatener Staat auf dieser argen Welt halten muß. Berner waren es, die aus angeborener Anschauung vom Rang, von der Macht und den Notwendigkeiten des Staates die Außenpolitik zur Tat erwecken wollten, so Niklaus Friedrich von Steiger, der letzte Schultheiß des alten Bern, so Jakob Stämpfli, der 1860

den Krieg daran setzen wollte, um Nordsavoyen zu gewinnen. Sie blieben bestaunte und verurteilte Ausnahmen.

Auf diesen Ton war unsere Geschichtspflege gestimmt. Auch sie überließ sich der beglückten Zuversicht, daß die Schweiz berufen sei, der Welt das Vorbild des friedlichen Gedeihens zu geben. So gewöhnte man sich unter dem Vorwalten der Innenpolitik, unsere Vergangenheit nach einer aristokratischen und einer demokratischen Epoche zu periodisieren. Man könnte aber auch Zeitalter der Außenpolitik und der Innenpolitik unterscheiden, und dann würde manches sich anders einordnen. Wohl nicht klar bewußt ließ man sich von dem Gefühl leiten, daß die Schweiz aus der Geschichte entlassen sei, in die sie sich einst mit europäischem Aufsehen eingetragen hatte, höchstens, daß sie am Rand der Dinge noch das Urteil zu fällen habe, welches die Mächte des Abgrundes und welches die Mächte der Zukunft seien. Mit solchen Beiträgen kauft man sich von der hohen Politik nicht los. Die letzten Monate haben uns jäh die Wirklichkeit und damit den Rang der Außenpolitik in Erinnerung gerufen. Sie ist das Erste, da sie über die Unabhängigkeit und das Dasein eines Volkes zu entscheiden hat. Wie dieses Dasein einzurichten sei, das ist das Zweite, und das fällt der Innenpolitik zu. Das Mißtrauen des Schweizers gegen die Außenpolitik ist verständlich. Sie beschränkt das freie Ermessen; denn sie ist mehrseitig und vom Willen anderer bedingt, so sehr, daß sie ungefragt über ein Volk kommt, wie es uns die Ereignisse der letzten Zeit genugsam eingeprägt haben.

Man mag sich trösten, das seien Heimsuchungen, die vorübergehen. Nein, Prüfung ist das Los des Einzelnen wie des ganzen Volkes. Der unerbittliche Gang der Gegenwart bezeugt es, daß die Unabhängigkeit nach außen und nicht das Wohlergehen im Innern des höchsten Opfers würdig ist. Dürfen wir diese Lehre an trügerische Hoffnungen verschwenden, um bei aufgehelltem Himmel wieder zurückzusinken?

Hier erwächst dem Historischen Verein eine Pflicht. Ihm kommt es zu, uns über den Alltag zu erheben und den Jahrhunderten gegenüberzustellen, auf daß ihre stumme Ferne sich erschließe und stimmhaft werde. Ihre Wucht und Würde, ihr Jubel und ihr Jammer sollen uns befähigen, den vergangenen Geschlechtern uns anzureihen und selbst den späteren ein Beispiel zu werden. In gefahrvoller Stunde sprach Hans Konrad Escher von der Linth: «Wir sollen die Nation als ein fortdauernd Ganzes ansehen, dessen wahres Interesse nie einer augenblicklichen Behaglichkeit geopfert werden soll.» So der Mann, dem die Nachwelt mit seltenem Einmut die Worte auf den Denkstein setzte: Eidgenossen, euch sei er ein Vorbild.